Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 10

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Niklaus Manuel und Urs Graf

Niklaus Manuel Deutsch: Text von C. v. Mandach und Hans Koegler, Aufnahmen von R. Spreng, Urs Graf Verlag, Basel o. J. 1941.

Urs Graf: Herausgegeben von Emil Major und Erwin Gradmann. Holbein-Verlag, Basel 1941.

Zwei prächtige Bilderbücher, in denen die beiden Künstler und durch sie ihre Zeit vollkommen zur Anschauung kommen — das über Niklaus Manuel mit eingehendem Text, das andere mit kurzer Einleitung und Lebensdaten.

Die beiden Meister sind fast auf das Jahr Zeitgenossen, beide sind 1485 geboren, Graf stirbt 1528, Manuel 1530. Beide sind in die erregteste Zeit der eidgenössischen Geschichte hineingestellt, in die Zeit der Reisläuferei, des eidgenössischen Kriegsruhms, des Verfalls der alten, mittelalterlichen Gesellschaftsordnung und der Kirche, der beginnenden Reformation. Das alles spiegelt sich im Werk beider Künstler, beide haben an Italienzügen teilgenommen. Graf ist von der Haltung des Reisläufers sein lebenlang nicht mehr losgekommen, für Manuel sind sie bestimmende Eindrücke seiner Jugend, über die er hinauswächst zur Mitverantwortung an der Reformation des Kirchenregiments, zum Offizier, Beamten, Staatsmann der Republik Bern. Bei Manuel ist die Kunst nur eine Fassette seiner reichen Persönlichkeit — und das ist das Einzige, was man an dem neuen Buch vermissen kann, dass die andern Seiten nicht so zur Geltung kommen können, wie sie es verdienten. Bei Graf bleibt neben der Kunst nichts übrig, was Substanz hätte. Manuel ist Maler und Graphiker, Graf ausschliesslich Graphiker und daneben — oder in erster Linie — Goldschmied; von beiden gibt es ausser den Zeichnungen und Holzschnitten, die den eigentlichen Ruhm dieser Künstler ausmachen, Vorzeichnungen für Wappenscheiben, von Graf auch Buchgraphik, Holzschnitt-Titel für Basler Verleger, Vorzeichnungen für Goldschmiedearbeiten, Stempel, Barett-Agraffen usw.

Der Stoffbereich beider Künstler ist die Welt des Krieges in allen ihren Formen: stolze, hinreissend grossartige Bannerträger im Bewusstsein ihrer Würde, ausladend üppige Prahlhänse, ruinierte Abenteurer, Dirnen, Werber, daneben bürgerliche Scenen, bei Graf fast immer karrikierend, bei Manuel sachlicher. Reste mittelalterlicher religiöser Malerei laufen nebenher, oft erschreckend leer als Beispiele einer hohl gewordenen Gewohnheit, bei Manuel manchmal aber von echter Innigkeit. Das Motiv des Totentanzes liegt in der Luft, es ist bald ernst, bald grausig-komisch gefasst, denn Menschenleben waren schon damals billig. Eine weitere stoff-

liche Komponente ist die humanistische Allegorie, auch sie mehr Mode als inneres Bedürfnis. Stilistisch steht beiden Malern die seltsam zerrissene Formenwelt der ausgehenden Gotik zur Verfügung; sie hat ihre Geschlossenheit verloren, sie ist von aussen her durch Renaissance-Einzelheiten und das Renaissance-Interesse an der naturalistischen Form und der räumlichen Gestaltung zersetzt, ohne dass dieses Neue im Zusammenhang verstanden wäre — bezeichnend dafür sind die Umrahmungen, z. B. der Scheibenrisse. Das ist weder ein gotisches Gespreng aus Profilstäben, noch eine Architekturumrahmung im Sinn der Renaissance, sondern ein Zersetzungsprodukt aus Beidem, und das gilt auch für andere architektonische Einzelheiten, für Säulen, Brunnen usw. (bei Manuel beispielsweise Tafel 2, 3, 16, 17, 64, 65, 70, 88). Selbst bei Manuel, dem weitaus Ernsteren, entartet gelegentlich die Szene in Kostümprunk, so beim Ritterkampf (Taf. 19, 20), die Enthauptung Johannes des Täufers wird zum Kostümstück, die Marter der Zehntausend Ritter, die an Dorngestrüpp aufgespiesst werden, ist der bare Sadismus, wie so viele mittelalterliche Marterszenen. Und alles dies ist mit grossartig sicherer Hand niedergeschrieben, einzelne Blätter beider Meister gehören zum Schönsten an oberdeutscher Graphik aus der Zeit ihrer höchsten Blüte.

Man kann es beim Vergnügen an den schön gedruckten, grossformatigen Abbildungen der beiden Bände bewenden lassen, aber ihr gleichzeitiges Erscheinen lockt zum Vergleichen, und das ruft weiterhin der Frage nach der Stellung dieser Kunst im Rahmen der gesamteuropäischen Kunst ihrer Zeit, und diese Frage ist heute umso dringlicher, als wir in Gefahr sind, gelegentlich ein wenig vor lauter geistiger Autarkie den Masstab zu verlieren. Manuel und Graf sind und bleiben Hauptfiguren unserer Kunstgeschichte, auch wenn wir uns über ihre Grenzen Rechenschaft geben, und es gehört zu den wichtigsten Erfordernissen einer ästhetischen Erziehung, dass man die saubere Grenze ziehen kann zwischen wertender Erkenntnis und Sympathie, das heisst dass man sich die persönliche Sympathie zu einem Künstler nicht verderben lässt durch die Erkenntnis, dass er vielleicht nicht zu den Allergrössten gehört — und umgekehrt, dass man sich das Urteil über den künstlerischen Rang eines Meisters durch seine Sympathie oder sein kulturhistorisches Interesse nicht trüben lässt.

Um den Standort von Manuel und Graf zu bestimmen, muss man an einen Früheren denken, an Konrad Witz (nach 1400—1446,) an Zeitgenossen wie Altdorfer (1480—1538), Grünewald (um 1470—1528), vor allem an Albrecht Dürer (1471—1528), an einen wenig Späteren: an Hans Holbein (1498—1543.) Neben diesen, um nur diese Oberdeutschen Meister zu nennen, erscheint das Werk von Graf und Manuel plötzlich leicht, kalligraphisch, fühlbar provinziell. Was unsern Meistern fehlt, ist nicht die fachlich-künstlerische Begabung — diese ist bei Urs Graf beträchtlich, bei Manuel vielleicht ein wenig gehemmter, aus Gründen, die nicht Mängel, sondern Vorzüge seiner Persönlichkeit sind. Was beiden fehlt, ist der Grosse Stil, der sich nur in Fühlung mit den grossen kulturellen Zentren bilden kann, wo sich die neuen Ideen entwickeln, nicht aber abseits in der Provinz. Das ist besonders die historische Tragik eines Niklaus Ma-

nuel, der bei seiner vielseitigen Begabung das Zeug zu einem uomo universale gehabt hätte; in Florenz aufgewachsen, hätte er sich zu einer Renaissance-Figur ersten Ranges entwickeln können — in Bern musste die gleiche Anlage provinziellere Formen annehmen, sie wird dadurch nicht weniger grossartig, aber eben in der Aeusserung gehemmter. Dürer und Holbein ringen mit der ganzen Kraft ihrer Persönlichkeiten um einen neuen Stil, um einen neuen Ausdruck des Zeitgefühls, dem sie in seinen Brennpunkten nahe sind, sie verkehren mit den Ersten ihrer Zeit, und erleben dieses Gefühl sozusagen aus erster Hand, sie helfen mit, ihm seine Form zu geben. Graf und Manuel sind bei allem stürmischen Expressionismus viel passivere Begleiterscheinungen, mehr Schaum auf den Wirbeln einer turbulenten Zeit als Grundwelle, sie umschreiben ihre äusseren und inneren Wirren mit teils amüsanten, teils grausigen Arabesken, mit einem gewissen grimmigen Behagen oder humorigen Gruseln, aber jedenfalls ohne das Bewusstsein einer Verpflichtung zur Parteinahme für ein bestimmtes Ideal. Es ist die typische Unverbindlichkeit und daherige Hemmungslosigkeit der Provinz, die sich hier äussert (bei Manuel allerdings nur in seiner Kunst, nicht in seiner sonstigen Lebenshaltung).

Die graphischen Blätter von Urs Graf haben immer etwas von einer höchst begabten Modezeichnung, es sind eigentlich phantastische Kostümstudien, drapiert um ein nicht weiter ernstgenommenes und ernstzunehmendes männliches oder weibliches Mannequin; die menschliche Substanz bleibt dünn, ihre Charakterisierung gleitet sogleich und hemmungslos in die Karrikatur ab, irgend eine phantastische Feder, ein kolossalisches Schwert, ein gigantischer Humpen wird zur selbstherrlichen Arabeske und überwuchert, ins Masslose anschwellend, die dargestellte Figur. Es fehlt die menschliche Mitte, die die allzulocker über das Blatt hintrillernde Hand im Zaum halten, und die Darstellung vor dem Abgleiten ins Unverbindliche abhalten würde. Wie wenig der virtuose Strich allein schon grosse Kunst ist, sieht man bei Holbein, dem er völlig fehlt, Dürer hat ihn, und er hätte auch für ihn zur Gefahr werden können, aber er wird dem geistigen Ausdruckswillen immer wieder untergeordnet, er darf nicht wuchern. Für seine Zeit und sein Milieu ist Urs Graf ungefähr das, was Constantin Guys für das seinige, wobei der letztere die psychologische Einsicht und Skepsis seiner Zeit und den Standort in der Metropole voraushat.

Das Werk des Urs Graf hat vor dem des Niklaus Manuel die grössere Einheitlichkeit voraus, eben weil Graf keine Hemmungen hat. Das blendet auf den ersten Blick, aber es ist eine Einheitlichkeit auf der tieferen Ebene. In der Kunst wie im persönlichen Leben ist Graf eine Krachfigur, ein verantwortungsloser Egoist, der nichts anderes kennt als seine Triebe auszuleben. Die Art, wie er sein eigenes Monogramm oft riesengross seinen Zeichnungen mitten ins Gesicht schmettert, ist aufschlussreich. Die Details, die Major aus dem Leben des Künstlers ausbreitet, ergeben das Bild einer farbenreichen und bewegten Naturerscheinung, an der man seinen Spass haben kann — besonders aus der Distanz. Wie mit einem Löffel wird der ganze Bodensatz der Zeit in Grafs Zeichnungen obenauf gerührt — darin liegt ihr kulturhistorischer Wert. Und die Kraftpose des

Künstlers wirkt besonders heute auf viele faszinierend, wo die Vergötterung des Triebhaften aus der Zeit des Expressionismus und der Psychoanalyse noch so stark nachwirkt, sodass schwächere Künstlernaturen wieder in Gefahr sind, ihre krisenhafte soziale Stellung zu einem ähnlichen Outsidertum zu stilisieren. Noch die Künstler der vorigen Generation waren Herren, heute gibt es bedenklich viele, die sich auf ein gewisses Kraftpoletentum hinausstilisieren, das sie zu einem möglichst pittoresken Benehmen verpflichtet — und in dieser Hinsicht liess Urs Graf freilich nichts zu wünschen übrig.

Das graphische und gemalte Werk des Niklaus Manuel wirkt eben darum uneinheitlicher, aber zugleich tiefer und gewichtiger, weil hier noch beträchtliche Reste einer positiven, verantwortungsvollen Haltung aus seiner bürgerlichen Existenz in die Kunst hinüberwirken. Manuel ist in den Wirbel der gleichen Zeit hineingestellt wie Graf; als Künstler ist auch er nicht stark genug, um ihm zu widerstehen, doch auch nicht hemmungslos genug, um sich so völlig treiben zu lassen wie Graf, und so ist man dankbar für die Uneinheitlichkeit des Werkes, in dem zwischen den Arabesken und Uebertreibungen immer wieder prachtvolle, menschlich ernstgenommene Figuren und Köpfe auftreten, sozusagen einzelne feste Kerne von patrizischem Verantwortungsbewusstsein. Solche Köpfe sind etwa die Selbstbildnisse und Männerbilder — nur der mutmassliche Caspar von Mülinen (Taf. 43) zeigt Züge der Zerlösung — oder der Geselle des Goldschmiedes St. Eligius (Taf. 9) oder die Köpfe von Venus und Paris (Taf. 56, 57), Edelmann und Fräulein (73) die törichten Jungfrauen (82—85) der Junker im Mantel (109) und die prachtvolle Bernerin im Profil (117). Das sind alles vollwertige Menschen von bewusstem Willen, nicht nur Aufschaum und Abschaum im brodelnden Hexenkessel der Zeit, und Arbeiten, die weit über das Niveau der genialisch hingeworfenen Modezeichnung hinausgehen, auf dem die Blätter des Urs Graf letztlich stehen bleiben.

So bieten diese beiden reichen Bände nicht nur Stoff zum Betrachten und Anlass zum Stolz auf die künstlerischen Leistungen unserer Vorfahren, sondern auch Stoff zum Nachdenken über die Funktion der Kunst in der menschlichen Gesellschaft. **Peter Meyer.**

Ein Quellenbuch zur Verfassungsgeschichte

Der Forderung, dass der Geschichtsunterricht die Jugend, besonders die durch Mittelschulen aufsteigenden werdenden Akademiker, mit den historischen Quellen in Berührung bringe, hat Wilhelm Oechsli vor mehreren Jahrzehnten durch sein Quellenbuch zur Schweizergeschichte Rechnung getragen. Auf diesem Wege folgten ihm Andere, speziell Heinrich Flaach und Gottfried Guggenbühl als Schöpfer eines mehrbändigen Quellenbuches zur allgemeinen Geschichte. Diese und andere Sammlungen des In- und Auslandes enthielten auch Verfassungstexte, Aus-

schnitte aus den Werken politischer Denker, Reden von Staatsmännern u. a. m. Mit der Herausgabe eines Quellenbuches zur Verfassungsgeschichte sorgten Strickler und nach ihm Andreas Heusler für eine solidere Untermauerung des einschlägigen Unterrichts, den man zeitweise nur allzusehr mit dem staatsbürgerlichen Unterricht, wie diesen ebenso irrtümlich mit der vaterländischen Erziehung, identifizierte.

Eine Grundforderung, deren Erfüllung für alle vaterländische Erziehung entscheidende Wichtigkeit zukommt, ist die nach strenger Wahrhaftigkeit in Erkennen und Wiedergabe von Tatsachen. Heuslers Quellenbuch zur Geschichte des schweizerischen Bundesverfassungsrechts lieferte eine vorzügliche Basis für einen so eingestellten Unterricht. Geradezu als Vollendung dieses Strebens darf man das „Quellenbuch zur Verfassungsgeschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Kantone von den Anfängen bis zur Gegenwart" (Aarau, Sauerländer, 1940) nennen, als dessen Bearbeiter die Zürcher Historiker Hans Nabholz und Paul Kläui zeichnen.

Diese Sammlung verdankt nach dem Vorwort ihre „Entstehung der Beobachtung, dass im Unterricht über schweizerische Verfassungskunde auf den verschiedenen Schulstufen wohl über den Inhalt und die Wandlungen der Verfassung gesprochen, dem Lernenden aber nicht die Gelegenheit geboten wird, die grundlegenden Dokumente im Wortlaut kennen zu lernen. So erfasst dieser die Dinge rein gedächtnismässig, ohne sein auf eigener Kenntnis beruhendes Urteil betätigen zu können." Den Grund für diesen Mangel suchen die Herausgeber hauptsächlich in der Schwierigkeit, die in Betracht fallenden Verfassungstexte in so grosser Anzahl zu beschaffen, dass sie den Schülern und Studierenden in genügender Zahl zum Selbststudium in die Hand gegeben werden können. Das gelte besonders von den Quellen zur Verfassungsgeschichte der Kantone.

Im kleineren ersten Teil des Buches von Nabholz und Kläui finden sich daher als selbstverständliches Kernstück die sämtlichen Dokumente, welche die Rechtsgrundlage der alten Eidgenossenschaft ausmachten, d. h. alle Bundesbriefe von 1291 bis 1513 und die Konkordate der gleichen Zeitspanne, jedoch ohne den Pensionenbrief. Es entspricht dem Charakter einer Sammlung, welche alles wichtigere Material zur freien Auswahl des Lehrenden und des Lernenden vorlegen will, wenn diese Hauptgruppe durch Bundesbriefe mit Zugewandten ergänzt wird. Namentlich tritt so die allmähliche Annäherung der welschen Landesteile und Graubündens an die Eidgenossenschaft in Erscheinung. Die Texte des zweiten und vierten Landfriedens und des borromäischen Bundes belegen die Zeit der konfessionellen Auseinandersetzungen. Strenge der Auswahl wussten die Herausgeber mit Vollständigkeit des Wesentlichen zu vereinen.

Das war besonders schwer, wenn sie „Die Verfassungen der Städte und Länder" zu einer Skizze des Typischen gestalten wollten. Für den Stadtstaat des ausgehenden Mittelalters zeugen die drei ersten Geschworenen Briefe von Zürich, während die Aristokratisierung speziell

an Berner, Luzerner und Freiburger Beispielen von Ratsbeschlüssen aus dem 17. und 18. Jahrhundert studiert werden kann. Als besonderen Vorzug dieser Sammlung betrachten wir den Umstand, dass sie in treffsicher gewählten Stücken die verfassungsrechtliche Entwicklung auch der Länderorte beleuchtet.

Dem ersten Hauptteil, der „Zeit bis 1798", lassen die Herausgeber sechs weitere von der Helvetik bis zur Gegenwart folgen, die eigentlich einen zweiten Hauptteil „Die neue Eidgenossenschaft" bilden könnten. Entsprechend dem dort gefolgten Grundsatz stehen sich auch hier eidgenössisches und kantonales Verfassungsrecht gegenüber. In Hinsicht auf das erstere dienen dem Benützer namentlich die sorgfältig wiedergegebenen Revisionen der Bundesverfassung seit 1874. Hinsichtlich des letzteren mag darauf hingewiesen werden, dass als Beispiel von demokratischen Kantonalverfassungen der basellandschaftlichen von 1863 nicht die zürcherische von 1863, sondern in echt eidgenössischem Sinn die waadtländische von 1885 zur Seite gestellt ist.

Für ein Quellenwerk, das ein früherer Archivar vom Range eines Hans Nabholz mit einem archivalisch geschulten Mitarbeiter veröffentlicht, ist peinlich exakte Textwiedergabe selbstverständlich. Sie erreicht im vorliegenden Werk ein Höchstmass.

Schade nur, dass sich der praktischen Verwendung Grenzen ziehen. Es wird sehr von der verfügbaren Zeit des Geschichtsunterrichtes an dieser oder jener Mittelschule abhängen, ob es andauernde und systematische Benutzung finden kann. Es ist leider in unserer Zeit eine Kostenfrage, ob es nur als Lehrerbuch dienen oder dank Serienbibliotheken wenigstens vorübergehend den Schülern zum Gebrauch ausgehändigt werden kann. Hoffen wir, mancher jüngere und mancher ältere Schweizer werde es besitzen wollen; es ist ein Buch nicht zum einfachen Lesen, sondern zum immerwährenden Nachschlagen.

Ein ausserordentlich hochwertiges verfassungsgeschichtliches Quellenbuch haben uns Nabholz und Kläui geschenkt. Wirtschaftskundliche Quellenbücher liegen u. W. ebenfalls vor. Vaterländischer Unterricht bedarf jedoch, entsprechend der Weite des individuellen wie des gesellschaftlichen Tätigkeitsbereichs auch quellenmässig einer ausgedehnteren Grundlegung. Wie — das ist ein Problem, dem eingehendes Ueberlegen noch nottut, dessen Lösung jedoch des raschen und tatkräftigen Zugreifens dringend bedarf. **Otto Weiss.**

Eine Tessiner Monatsschrift für Kultur

„Keine Gegend der Eidgenossenschaft, ausgenommen die grossen und reichen Mittelpunkte des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens, hat einen so echten und reichhaltigen Eifer in den Angelegenheiten der Kultur bewiesen wie die italienische Schweiz". Diese Worte von Bundespräsident Philipp Etter stehen in einem ebenso besonnenen wie begeister-

ten Geleitwort, das der Vorsteher des tessinischen Erziehungsdepartementes, Giuseppe Lepori, der „Revista mensile di Cultura Svizzera Italiana" mitgibt, die uns, dem ganzen Schweizervolk, auf den Weihnachtstisch beschert worden ist. Dem ganzen Schweizervolk, das sich seiner Mission als Vermittler dreier Kulturen bewusst ist. Die Freude über diese wohlgelungene Anstrengung ist gerade in der deutschen Schweiz gross und herzlich, was nicht nur an der finanziellen Mitwirkung der Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia abzulesen ist, sondern auch an spontanen Aeusserungen geistiger Menschen des ganzen Landes.

Die Zeitschrift „Svizzera Italiana" ruft denn auch zwei der berufensten dieser Menschen auf, um dem neugegründeten Unternehmen Pate zu stehen. Der um die Pflege des italienischen Schrifttums hochverdiente Zürcher Essayist Fritz Ernst und Charles-Ferdinand Ramuz haben in der ersten Nummer der Zeitschrift „messaggi" veröffentlicht. Fritz Ernst schrieb dabei folgende beherzigenswerte Sätze: „Wir alle müssen auch immer wieder daran erinnert werden, dass wir diese Italianität zu pflegen haben durch Bewahrung vor aller Verfälschung wie durch Stärkung aus unsern verfügbaren Kulturmitteln. Das alles ist aber nur möglich, wenn der Tessin aktiv, produktiv, fruchtbar ist: tatsächlich hat in diesem Sinn auf unserm Kontinent nie eine kleine Völkerschaft ein schöneres Beispiel gegeben. Aber wie viel der Tessin schon getan hat, so bleibt doch noch viel zu tun übrig. Die neue Zeitschrift kann und soll ein Organ werden für die schweizerische Italianität, die sich keineswegs beschränkt auf den Tessin und einige Täler Graubündens."

Die Leitung der Zeitschrift „Svizzera Italiana" setzt sich zusammen aus einem Redaktionskomitee und einer Anzahl Consulenti. Verantwortlicher Leiter ist Guido Calgari. Ihm stehen zur Seite: Piero Bianconi, Arminio Janner und Pericle Patocchi, der Bruder des wohlbekannten Künstlers. Als Berater wirken Dr. Ferruccio Bolla für juristische Veröffentlichungen, Pietro Chiesa für den künstlerischen Teil, Prof. Antonio Galli für Geschichte, Dir. Dr. Mario Jäggli für naturwissenschaftliche Arbeiten, Dr. Adriana Ramelli für Bibliothekarisches, Dr. Riccardo Rossi für wirtschaftliche Fragen und Prof. A. U. Tarabori für tessinische Volkskunde.

Die ersten Nummern der Zeitschrift sind glücklich gestaltet und machten einen vielversprechenden Eindruck. Wir erwähnen besonders den überlegenen Aufsatz von Prof. Dr. Arminio Janner (Basel) über „Nuove tendenze e nuovi nomi nella letteratura italiana", der zunächst Elio Vittorini gewidmet ist, dann dem feinsinnigen Lyriker Valerio Abbondio, von dem zwei abgedruckte Gedichte uns durch den Wohlklang der Sprache und die Unmittelbarkeit der Empfindung gefangen nehmen. Ferner ist Pericle Patocchi vertreten mit einem Aufsatz über die Wirklichkeit der Poesie und Piero Bianconi, der einen mit eigenen und persönlichen Gedanken befrachteten Beitrag zur Würdigung Urs Grafs geschrieben hat. Aus dem gedankentiefen Aufsatz von Prof. Guido Calgari über „La base morale delle rivendicazioni ticinesi" zitieren wir folgende Aeusserungen über die geistige Mission der Schweiz, die darauf hin-

zielen, die Lebenskraft und das Gedeihen der „dritten Schweiz", die keineswegs nur etwa der zweiundzwanzigste Kanton Tessin in unseren Augen sein darf, mit allen Mitteln zu fördern. „Die menschliche Zusammenarbeit", sagt Calgari, „die Zusammenarbeit im Sinne der werktätigen Liebe, der Zivilisation und der Kultur, das gegenseitige Vertrauen und die Eintracht sind geeignet, uns zu bestärken in dem Bewusstsein einer Mission und ebensosehr in dem Bewusstsein von der Ueberlegenheit der geistigen Werte. Das Zusammenwirken von mehreren Kulturen und Zivilisationen will keineswegs heissen, dass diese oder jene die Vorherrschaft hat und die andern erstickt und unterwirft. Das helvetische Ideal besteht auch nicht darin, dass es ein Mischmasch von entgegengesetzten Geistesrichtungen schaffen, die Geistigkeit stets im Sinne des untersten Vergleichsniveaus herabdrücken und die mannigfachen Unterschiede und Besonderheiten abschaffen möchte. Er will im Gegenteil diese Besonderheiten zu ihrem Werte kommen lassen, den Genius jeder so gearteten Geistesrichtung pflegen, damit diese in immer höherem Sinne zusammenwirken. So allein kann man zu dem weit über uns schwebenden Ziele gelangen, das sich nicht anders als mit dem Worte „menschlich" bezeichnen lässt."

Mit diesen hohen, richtungweisenden Sätzen stimmt auch das Programm zusammen, das sich das Redaktionskomitee in seiner „Giustificazione" aufstellt und stimmt auch der ganze Inhalt der Zeitschrift überein, aus dessen mannigfachen und reichen Aeusserungen wir noch manchen wertvollen Gedanken erwähnen könnten. Begnügen wir uns mit den wenigen Andeutungen, und erwähnen wir noch, dass ein reichhaltiger Abschnitt von Rezensionen und Würdigungen des Geisteslebens der ganzen Schweiz, besonders auch der deutschen, das Heft beschliesst, das mit drei Abbildungen nach Urs Graf und einigen weitern Illustrationen geziert ist.

Eugen Teucher.

Neue deutsche Bücher

Edzard Schaper, „Der Henker", Roman. Insel-Verlag Leipzig 1941.

Das reichsdeutsche Buch zu verfolgen gehört zu den schönen Pflichten und Rechten des Neutralen, aber dieses Bemühen steht meist unter zweifachem Unstern. Die „volkhafte" oder politische Bindung der deutschen Dichtung von heute scheint dem ausländischen Betrachter keinen unbehinderten Zugang zu erlauben; wo sie aber diese Bindung nicht verrät, da wirkt sie oft nur allzu harmlos und allzu privat, um als ein verbindliches dichterisches Wort in der schweren geschichtlichen Stunde bestehen zu können. Und doch gibt es die seltenen Bücher, deren Horizont so weit und deren Tiefgang so bedeutend ist, dass dieses Dilemma verschwindet. In Edzard Schapers neuem Roman „Der Henker" liegt ein solches Buch vor. Hier hat ein junger Dichter seinen unverwechselbaren und grossartig erfüllten Ausdruck gefunden. Von den Werken Schapers, der daneben als Uebersetzer aus dem Nordischen, als Verfasser eines

„Lebens Jesu" (1936) und zweier Novellen in der Insel-Bücherei bekannt geworden ist, sei hier nur noch ein Blick auf den früheren Roman: „Die sterbende Kirche" (Insel-Verlag 1936) geworfen, um Beziehungen und Gegensätze zum neuen Werk anzudeuten.

Beide Romane befassen sich mit einem Thema, das in verschiedenen Lagern der deutschen Literatur schon aufgegriffen worden ist und über das man zunächst bei Ernst Jünger nachlesen mag: das Thema des „verlorenen Postens". In Jüngers „Abenteuerlichem Herz" findet sich ein bedeutender Abschnitt über den geschichtsphilosophischen Sinn dieser Situation. Wo das Schicksal dem geschichtlichen Menschen auferlegt, auf verlorenem Posten auszuharren bis zum bittern Ende, da „gewinnt das Leben eine gleichnishafte Helle und Durchsichtigkeit und die Geschichte tritt in ihre höchste Bildhaftigkeit ein oder in das Zentrum der Zeit." In dieser Lage wird nicht nur der einzelne Mensch in seiner sittlichen Existenz am tiefsten aktualisiert, auch das Wesen des weltgeschichtlichen Ablaufs wird erleuchtet. Dieses Thema ist daher auch dichterisch „aktuell" in einer so eminent geschichtlichen Zeit wie der unsern, die nicht nur nach ihren siegreichen Umbrüchen, sondern auch nach den namenlosen Untergängen so vieler Getreuer zu werten wäre. Schon vor Jahren hat es bei Franz Werfel („Die vierzig Tage des Musa Dagh") oder ganz anders bei Gertrud von le Fort („Die Letzte am Schafott") seine grossen Gestaltungen gefunden, die in ihrer religiösen Deutung der Geschichte wahrhaftig stärker überzeugen als Jüngers eigene Dichtung über die Anachoreten „auf den Marmorklippen". Schaper nun hat schon im ersten Roman den Raum gefunden, dessen geschichtliche Weite und Abgründigkeit diesem Thema besonders entgegenkommt: die baltischen Provinzen im 20. Jahrhundert, deren geschichtliches Drama sich zwischen unheilbar wechselnden und sich überschneidenden Fronten entsponnen hat und noch heute mitten im Austrag ist. Der verlorene Posten ist in diesem Fall eine einst glanzvolle russisch-orthodoxe Kirchgemeinde, die nach dem Weltkrieg, in einem vergessenen esthnischen Hafenstädtchen, in kümmerlichem Ueberrest erhalten blieb und nun dem sicheren Untergang entgegengeht. Ihr alter, ehrwürdiger Priester, der Vater Seraphim, sucht in äusserster Not, verlassen von dem uneinigen Synodus, geplagt vom neuen Staat, verlacht von den Un- und Andersgläubigen und nur unterstützt von einem Diakon, seinen heiligen Dienst an der baufälligen Kirche aufrecht zu halten. Zu den äusseren Bedrängnissen kommt ein Uebermass persönlichen Leides: der Verlust des einen Sohnes, der Schmerz um den andern, der als Agent der russischen GPU seinen eigenen Vater vorübergehend ins Gefängnis bringt. Beides droht ihm die fromme Einfachheit und Klarheit seines priesterlichen Bewusstseins zu verwirren, umso mehr als der Diakon, ein ehemaliger russischer Offizier, auf seine Weise versagt. Während des Gottesdienstes in der Osternacht findet er aber unter dem eingestürzten Kirchengewölbe einen priesterlichen Tod, nachdem ihm am Ende seiner Passion tiefer Friede geschenkt worden ist. Der tiefe Glanz und die Herrlichkeit der russischen Kirche ist vorüber, und doch ward ihm noch die Ahnung, dass die Zukunft der Kirche lebendig geblie-

ben ist, und zwar im Herzen zweier junger Menschen, eines Waisenknaben und einer bolschewistisch erzogenen kleinen Russin, die gerade aus ihrer Traditions- und Gottlosigkeit heraus mit neuer Stärke das Mysterium des christlichen Glaubens erfahren hat.

Die „Sterbende Kirche" ist ein religiöser Roman auch im Stoff, ja er streift mit der Gestalt des alten frommen Märtyrers und der Erzählung von seinem Dienst an den bedrohten heiligen Goldgeräten seiner Kirche stellenweise die Legende. Der „Henker" erfüllt dem gegenüber einen bedeutend grösseren künstlerischen Anspruch. Hier liegt ein Roman im eigentlichen Sinne vor uns: die Entwicklung eines Schicksals in einer nach allen Seiten offenen Welt und im Zusammenhang mit der ganzen Welt, die im Reichtum ihrer geschichtlichen, gesellschaftlichen und seelischen Ausbreitung gegeben ist. Die Leidenschaft eines wahren Erzählers, dem nichts entgeht, und dem doch alles wesentlich wird, erreicht hier mühelos die verborgensten menschlichen Vorgänge wie die Dinge der äusseren Welt; sie vermag mit einer Sprache von hohem geistigem Rang das Abstrakteste zu formulieren und doch die dichteste Konkretheit von Gegenständen und Stimmungen zu fassen. Für das religiöse Problem der geschichtlichen Existenz ist hier kein geistlicher Stoff mehr nötig, es ist ganz hinter die Dinge verlegt und nur durch sie hindurch zugänglich. Hier ist das Thema des verlornen Postens ganz ausgewertet.

Der „Henker" ist ein deutschbaltischer Graf Ovelacker, der während des esthnischen Aufstandes 1905 gegen die russische Herrschaft und die deutschen Gutsbesitzer als Rittmeister im russischen Heere dient und als Vorsitzer eines Feldgerichts harte Urteile gegen die Aufrührer zu fällen hat. Was er sich selber als Pflichterfüllung abringen muss, erscheint nachher besonders grausam; denn das Rittergut, das er mit seiner Schwadron besetzt hatte und in welchem Mord und Plünderung vorfiel, gehörte einem seiner Verwandten und fällt ihm nun als Erbe zu, sodass er in eigener Sache so unerbittlich gerichtet hat. Er nimmt den Abschied aus der Armee, besinnt sich auf seine deutsche Herkunft und tritt das grosse Gut an, als einer jener baltischen Grundherren, die inmitten argwöhnischen und feindlichen Volks auf einem einsamen Vorposten stehen. Sie lieben diesen gefährlichen Boden, den ihnen die Vorfahren erworben und anvertraut haben; ihr exponiertes Leben ist ein selten klares Bild eines geschichtlichen und seines Auftrags bewussten Daseins. Sie kämpfen einerseits mit der einheimischen Bevölkerung gegen die fortschreitende Russifizierung, brauchen aber anderseits die russische Staatsmacht gegen die nationalistischen und sozialistischen Umtriebe der selben Esthen. Aber in dieser Verwirrung werden sie als die kleine und bevorrechtete volksfremde Minderzahl nur die doppelt Unterliegenden sein können. Zu ihrer Sache schlägt sich Ovelacker, aber nur, um erst recht zu vereinsamen. Als Henker verschrien, als Gegenstand schwer fassbarer Verfolgung, als Anlass immer neuer Gärung wird er nicht nur der Petersburger Regierung, sondern auch den eigenen deutschen Standesgenossen politisch untragbar und verdächtig. In dieser verzweifelten Situation hat er seinen Weg zu gehen. Sein Leben ist stündlich bedroht, denn jeden Augenblick kann der dumpfe

Widerstand in Attentate oder hellen Aufruhr ausbrechen. Seine Nächsten fallen ihm zum Opfer: der deutsche Pastor, der alte Landrat, die Geliebte. Aber tiefer als die äussere ist die innere Gefährdung seiner Existenz. Ein „Tod" nach dem andern wird ihm auch innerlich verhängt, er wird bis auf den Grund des Nichtseins getrieben auf seiner Suche nach Recht und Sinn seines Lebens. Unheimlich steht ihm der alte wahnsinnig gewordene Bauer Koiri gegenüber, dessen Söhne er verurteilt hat und der die unfassbare Seele des Widerstandes ist. Aber dieser Mann ist wieder auch sein inneres Gegenüber, sein Gläubiger und anderes Ich, mit dem er ins Reine zu kommen hat. Wie dieser Rückgang auf „die eigentliche Entscheidung des Daseins, die erst da anfing, wo Besitz und Werk, wo Menschen und Dinge zu Ende waren", dieser Kampf um sich selbst dargestellt ist, durch alle Sphären und moralischen Ebenen des russischen Offiziers, des deutschen Adligen, des sittlichen Menschen hindurch bis zur tiefsten Ermattung und zur gnadenhaften Begegnung schliesslich mit dem „Engel", das ist einzigartig und mehr als bloss meisterhaft. Der bohrende Prozess der psychologischen Ergründung dieses Daseins ist keinen Moment Selbstzweck und immer voll Spannung. Der Held trägt aus, was als Stimmung, Kraft und Begebenheit in seinem geschichtlichen Raum vorhanden ist, und das unerbittliche Drama kommt erst zur Ruhe in jener Tiefe der Rechtfertigung, die über alles Rechten hinaus ist. Der wundervoll erzählte Gang des Gutsbesitzers zu dem sterbenden Gegenspieler Koiri in dunkler Morgenfrühe ist nicht nur ein Ereignis der Erlösung für den Bauern und für ihn selber, sondern auch ein Bild der Erlösung von Schuld und Elend überhaupt. Und in diesem gnadenhaften Geschehen weitet sich auch der Adel dieses Gutsbesitzers unmerklich zu einem Adel ganz anderer Art, einer höchsten Menschlichkeit.

Unverkennbar deutsch ist dieses Ethos von Edzard Schapers Helden, dass nur im Durchgang durch äusserste Verlassenheit und im Sterben jeden Todes „„auf dem Grund des Nichtseins" die sittliche Person ersteht. Aber es handelt sich nicht wie so oft um ein quälerisches Selbstgefühl, das gerade aus dem Trotze lebt. Alles Starre löst sich in einer letzten Ergebenheit, aus der auch die Welt und speziell der geschichtliche Auftrag neu zurückgewonnen wird. Der Besuch beim Bauern Koiri und die neue Gewissheit der Aufgabe als deutsch-baltischer Grundherr sind eins. Der Roman Schapers ist ein durchaus deutsches Buch, aber dieses Deutschtum ist in einer solchen Tiefe verantwortet, dass sein Verständnis an keine Grenze gebunden ist. Das ist eine fast wunderbare Feststellung für einen ausländischen Leser während des Krieges; aber es ist eine Bestätigung der alten Erfahrung, dass die dichterischen Entscheidungen auf einer anderen Ebene fallen als die ideologischen und politischen.

Max Wehrli.

„La Suisse devant son destin“

So lautet der Titel einer Broschüre, in der J.-M. Musy die Quintessenz seiner Vorträge zusammenfasst, die er Ende 1940 und anfangs 1941 in der Westschweiz hielt. Wir wissen alle, diese Ueberschrift übertreibt nicht; sie umschreibt die Situation, wie sie ist, und wie sie uns auf das tiefste beschäftigt. Manche werden wegen der vielfach umstrittenen Persönlichkeit ihres Verfassers zögern, gerade zu dieser Broschüre zu greifen, obschon niemand seinen scharfen Verstand und grosse Erfahrung bestreiten kann. Sie haben Unrecht; die ruhig und klar geschriebenen Seiten Musys stellen einen bemerkenswerten Beitrag auf dem Gebiet der Erneuerungsliteratur dar. Die umfassende Art der Problemstellung, sowie die mannigfaltigen und wertvollen Anregungen, die von grosser Einsicht und Kenntnis unserer Verhältnisse zeugen, verdienen beachtet und überdacht zu werden.

Reform in der Wirtschaft und im Staate sind unabhängig von der durch den Krieg geschaffenen Situation notwendig geworden; desgleichen hätte sich unabhängig davon für die Schweiz die Notwendigkeit ergeben, irgendwie an der Organisation der europäischen Solidarität und dem Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft mitzuwirken. Beide Aufgaben müssen gelöst werden, was auch immer der Ausgang des Krieges sein wird.

Die Notwendigkeit von Reformen ergibt sich für Herr Musy aus seiner grundsätzlichen Kritik des liberalen Wirtschaftssystems heraus. Es hat versagt. Das ausschliessliche Gewinnstreben, verbunden mit der wachsenden Verdrängung der Arbeiter durch Maschine und Rationalisierung, hat den Arbeitslosen, den zahlungsunfähigen Konsumenten, geschaffen. Diese entscheidende Gleichgewichtsstörung — sie ist nicht die einzige — haben nicht einmal die Vereinigten Staaten und Grossbritannien mit den Rezepten der liberalen Wirtschaftsordnung zu beheben vermocht. Ihre Ueberwindung oder anders ausgedrückt, die Schaffung zahlungsfähiger Konsumenten, ist „in der chaotischen Atmosphäre der vollständigen Freiheit im Dienste individuellen Gewinnstrebens nicht möglich.” Deshalb ist im Gegensatz zur liberalen Wirtschaftsordnung eine neue Wirtschafts- und Sozialordnung im Werden, die das Gesamtinteresse in den Vordergrund stellt.

Die grundsätzliche Richtigkeit dieser Betrachtungsweise ist kaum zu bestreiten. Es wird heute allgemein anerkannt, dass das Grundproblem der modernen Wirtschaft nicht mehr dasjenige der Produktion oder der Finanzierung, sondern dasjenige der richtigen Orientierung des Konsums ist. Und wie Musy richtig bemerkt: „Die Massen wissen heutzutage, dass die moderne Welt in der Lage ist, mit Leichtigkeit alles herzustellen, was nötig ist, um jedem einen gewissen Wohlstand zu sichern. Sie wollen deshalb nicht mehr im Elend verharren, weil sie sich bewusst sind, dass die Unordnung, unter der sie leiden, ihren Ursprung in der Unzulänglichkeit eines überholten Wirtschaftssystems hat.” Aber diese Unordnung ist u. E. ebenso sehr auch eine Folge des chaotischen Zu-

standes der internationalen politischen Beziehungen. Deshalb setzt ihre Ueberwindung nicht nur eine bessere nationale und internationale Wirtschaftsorganisation voraus, sondern auch eine politische Organisation der Völkergemeinschaft. Der Hinweis auf diese zweite wesentliche Erfordernis fällt bei Musys Darstellung allzu beiläufig aus.

Die Errichtung einer neuen Wirtschaftsordnung setzt wegen der auf nationalem wie internationalem Gebiet zu bewältigenden Aufgaben Regierungen mit sehr weitgehenden Befugnissen voraus. Ihre Verwirklichung erfordert im weitern eine „mächtige Anstrengung aus einem Geist der Solidarität" heraus. „Cet effort sera salutaire à l'esprit trop matérialiste de notre temps, parce que l'intelligence n'est pas forte là où le coeur est médiocre." Mit diesem Hinweis auf die Qualitäten des Herzens, wir möchten sagen, auf die ethischen Voraussetzungen für die Errichtung der neuen Wirtschaftsordnung hat Musy recht. Es ist zu hoffen, dass unter den furchtbaren Schicksalsschlägen der Gegenwart gewisse kollektive Egoismen, die bis jetzt auf nationalem und internationalem Gebiet einer besseren Regelung der materiellen Interessen entgegengestanden sind, zerbrochen, und die Völker sich künftighin in manchem einsichtiger zeigen werden als in der Vergangenheit.

Wenden wir uns nun Musys konkreten Vorschlägen zu. Nachdem für ihn die Schaffung zahlungsfähiger Konsumenten das Hauptproblem bildet, so bildet die Forderung nach einer Vergrösserung des Beschäftigungsvolumens das Zentrum seines wirtschaftspolitischen Programmes. „Dieses schwierige Problem wird", so fügt er bei, „keine endgültige Lösung auf dem Boden einer Wirtschaftspolitik der Isolierung finden." Und anschliessend darauf weist er auf die Notwendigkeit einer Organisation der europäischen Wirtschaft hin. Aber er unterlässt es, nachdrücklich genug daraufhin zu weisen, dass für unsere hochspezialisierte Volkswirtschaft selbst ein wirtschaftlich durchorganisiertes Europa die Weltwirtschaft nicht ersetzen kann. Er hebt auch zu wenig deutlich hervor, wie sich aus ihrer weltweiten Verknüpfung der besondere Ernst unserer heutigen Wirtschaftssituation ergibt und unsere besondere Schwierigkeit Lösungen zu finden, die mehr sind, als nur ein Provisorium oder eine blosse Entlastung. Blosse Entlastungsmassnahmen sind übrigens auch in Musys Vorschlägen zahlreich; so empfiehlt er: Pensionierung der älteren Arbeiter, tunlichste Ausmerzung des Doppelverdienertums, die Ausschaltung der Frauen im Wirtschaftsleben überall dort, wo ihre Stellen Männern zukommen sollten, Unterstützung der Auswanderung zwecks Bildung landwirtschaftlicher Kolonien in Südamerika. Er erklärt sich gegen den Ausbau der Arbeitslosenversicherung, „weil es in der Wirtschaft, die wir wollen, keine Arbeitslosigkeit mehr gibt." Aber wird dadurch nicht eine trügerische Illusion über die uns gegebenen Möglichkeiten erweckt? Haben doch die wirtschaftlich sorgfältig durchgeführten Untersuchungen des Internationalen Arbeitsamtes überzeugend dargelegt, dass die Ueberwindung der Arbeitslosigkeit eine weltumspannende Organisation der Wirtschafts- und Sozialpolitik voraussetzt. Aber statt in dieser Richtung geht die Welt in derjenigen wachsender Desorganisation, auch

auf seelisch-emotionellem Gebiet. Deshalb haben wir für den Augenblick und wahrscheinlich noch für lange fast keine andere Möglichkeit, als uns mit Notbehelfen durchzufinden, bis wieder bessere Zeiten kommen.

In der heutigen Zeit schwierigster wirtschaftlicher und sozialer Probleme besteht nach Musy die Aufgabe auch des eidgenössischen Bundesstaates darin, Richtung zu geben, zu korrigieren und zu kontrollieren. Und da die „schrankenlose" Freiheit in das Chaos geführt hat, gilt es heute auch bei uns, die „wahre" Freiheit mit der notwendigen kollektiven Disziplin zu vereinen.

Dasjenige Organ nun, in dem sich nach seiner Ueberzeugung die wahre Freiheit mit der notwendigen kollektiven Disziplin am zweckmässigsten zu verbinden vermag, ist der organisierte Berufsstand. Ihm widmet Musy etwa zehn Seiten seiner Broschüre, die von dem geradezu unbegrenzten Vertrauen ihres Verfassers in diese neue Institution zeugen. Der berufsständischen Ordnung wohnt ein aufbauender Dynamismus inne. Sie ermöglicht — und das ist ihre wichtigste Aufgabe — das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsument wieder herzustellen. (Hier erlauben wir uns Zweifel, soweit unsere Exportindustrien in Frage kommen.) Eine vom Staate kontrollierte berufständische Ordnung wird in den einzelnen Berufständen Ordnung schaffen, ohne dass die individuelle Initiative und die gesunde Konkurrenz unterdrückt werden. Sie ist imstande, allen Beteiligten ein menschenwürdiges Auskommen zu sichern und gleichzeitig dem produktiven Kapital eine angemessene Entschädigung zu garantieren. Durch sie wird der Klassenkampf überwunden und jene ruhige und sachliche Atmosphäre geschaffen, in der die Interessengegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ihren Ausgleich finden, ja die weitgehende Identität ihrer Interessen erkannt wird. —

Durch die berufständische Organisation wird der Staat weitgehend entlastet. Seine Aufgabe ist es, darüber zu wachen, dass in ihr überall das allgemeine Interesse gewahrt wird. In ihren Gewerkschaften, landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, Grossisten- und Detaillistenverbänden besitzt die Schweiz die Bausteine zur Schaffung einer berufständischen Ordnung. In der Annahme des Bundesratsbeschlusses über die Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Gesamtarbeitsverträgen durch die Bundesversammlung vom 1. Oktober dieses Jahres sind nur mehr gewisse rechtliche Voraussetzungen für praktische Verwirklichungen in dieser Richtung geschaffen worden.

Von der wirtschaftlichen und sozialen Seite her ergibt sich somit die Forderung nach einer starken Regierung. „Je crois", sagt Musy, „que toutes les modifications indispensables pourront s'accomplir sans altérer les lignes essentielles de l'architecture originale de notre pays, en particulier son caractère fédératif." Drei Grundsätze stellt er auf: 1. dem Bundesrat muss Unabhängigkeit, Ansehen und Autorität gegeben werden; 2. das Parlament muss zurückgeführt werden zu seiner Rolle als Volksvertretung mit der Aufgabe, die Exekutive zu kontrollieren; 3. die Achtung vor dem Grundsatz der Gewaltentrennung muss durch klare Um-

schreibung der Befugnisse von Regierungen und Parlament wieder hergestellt werden.

Im speziellen schlägt Musy u. a. die Wahl des Bundesrates durch eine Wahlversammlung aller Kantonsregierungen oder zumindest von deren Präsidenten oder Vizepräsidenten vor. Ein solcher Wahlmodus würde, so scheint uns, den kleinen Kantonen einen unverhältnismässig grossen Einfluss auf die Bestellung des Bundesrates geben. Musy ist nicht gegen das bestehende Regime einer Doppelkammer, aber er hält es für verbesserungsbedürftig. Er kritisiert die Zusammensetzung der Bundesversammlung, da sie kein getreues Bild des Landes gebe. Die Verwaltung und die liberalen Berufe hätten 68% der Sitze inne, während hinter ihnen nur 10,7% der berufstätigen Bevölkerung stünde. Er plädiert für eine Vertretung der „konkreten Kategorien", aus denen sich das Land zusammensetzt. Uns scheint es, dass eine solche Betrachtungsweise an dem Scheine hängen bleibt und man daraus folgern könnte, dass die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen in der Bundesversammlung zu kurz gekommen sei. Dem ist nun wahrhaftig nicht so; denn ungeachtet des hohen Anteiles der sogenannten freien Berufe, ist es in den letzten zwanzig Jahren gerade zu einer verheerenden Verwirtschaftlichung der politischen Motive und Parteien des Parlamentes gekommen. Es scheint uns zweifelhaft, ob die Forderung nach einer aus Vertretern der „konkreten Kategorien" zusammengesetzten Bundesversammlung die hier notwendige Korrektur brächte. Es ist weniger eine Wandlung der Zusammensetzung, als eine solche der Gesinnung was not tut.

Was das Problem Europa und die Schweiz anbelangt, so ist wohl richtig, wie Musy schreibt, dass die freie, unabhängige und neutrale Schweiz für die Befriedung Europas eine schöne Rolle zu spielen vermag und ihr diese mögliche Aufgabe die Pflicht auferlegt, durch Klugheit, Vorsicht und Loyalität ihre Nachbarn zu überzeugen, dass man gleichzeitig ein guter Schweizer sein und der Kultur seiner Rasse treu bleiben kann. Es ist ebenfalls richtig, dass die Schweiz ein Beweis dafür ist, dass das nationale Ideal genügen kann, um Bevölkerungen verschiedener Rassen zu einigen und sie unter einem gemeinsamen politischen Regime in Frieden und in der gegenseitigen Achtung vor ihren verschiedenen Kulturen leben zu lassen. Aber ob ihr Beispiel gesehen wird, das hängt nicht von der Schweiz ab. Man wird auch Musys Ueberzeugung teilen, worauf das Europa von morgen nur auf Vertrauen, auf freier Mitgliedschaft, und Ueberzeugung aufgebaut werden kann, und dass sich das nicht mit Gewalt erreichen lässt. Das gegenwärtige Bild von Europa ist jedoch von demjenigen, wie es Herr Musy und wir alle für erstrebenswert halten, allzu verschieden. Deshalb können wir vorderhand, wenn wir uns treu bleiben wollen, nicht viel anderes tun, als mit ihm zu hoffen, „dass die Männer, denen die gigantische Aufgabe zufällt, Europa neu zu organisieren nicht vergessen, dass die Solidarität, die Grundlage jeder Ordnung, nur dann reich an Früchten ist, wenn sie gleichsam der irdische Abglanz des ewigen Gesetzes von der universellen Nächstenliebe ist."

So bietet denn die Schrift von Herrn Musy, weil sie aus dem Versuch einer Gesamtschau herausgeschrieben ist, mancherlei Anregungen und das nicht zum mindesten auch deshalb, weil sie vielfach zum Widerspruch herausfordert. Sie ist das Werk eines aufrichtigen Patrioten, der seinem Land in wirren Zeiten gangbare Wege zu weisen bestrebt ist.

C. E. Loosli.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—) für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 45855

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland